

Erscheint
wöchentlich einmal
in
Zürich (Schweiz)
Verlag
H. Suter, Industrieallee
Rivoli-Zürich
Postsendungen
franco gegen franco
Gewöhnliche Briefe
nach der Schweiz kosten
Doppelporto.

Der Sozialdemokrat

Internationales Organ
der Sozialdemokratie deutscher Zunge

Abonnements
werden nur beim Verlag und
bei den bekannten Agenten ent-
gegengenommen und zwar zum
voraus zahlbaren
Wertscheipreis von:
Fr. 2.— für die Schweiz (Reichsband)
Fr. 3.— für Deutschland (Courant)
Fr. 1.70 für Oesterreich (Courant)
Fr. 2.— für alle übrigen Länder des
Weltpostvereins (Reichsband).
Inserate
Die dreizehnhundert Postzeile
25 Cts. — 20 Wfr.

N^o. 28.

Sonntag, 11. Juli.

1880.

Leitungs- und Korrespondenten- und Abonnenten des „Sozialdemokrat“.

Da der „Sozialdemokrat“ sowohl in Deutschland als auch in Oesterreich verboten ist, bezw. verfolgt wird und die dortigen Behörden sich alle Mühe geben, unsere Verbindungen nach jenen Ländern möglichst zu erschweren, resp. Briefe von dort an uns und unsere Zeitungs- und sonstigen Sendungen nach dort abzulassen, so ist die äußerste Vorsicht im Postverkehr notwendig und darf keine Nachlässigkeit verübt werden, die Briefmarken über den wahren Absender und Empfänger, sowie den Inhalt der Sendungen zu täuschen, und letztere dadurch zu fälschen. Hauptvorbedingung ist hierin einvernehmlich, daß unsere Freunde so selten

als möglich an den „Sozialdemokrat“, resp. dessen Verlag selbst adressieren, sondern sich möglichst an irgend eine unverdächtige Adresse außerhalb Deutschlands und Oesterreichs wenden, welche sich dann mit uns in Verbindung setzt; andererseits aber, daß auch und möglichst unverfängliche Fiktionsadressen mitgeteilt werden. In zweifelhafte Fällen empfiehlt sich bekanntlich größter Vorsicht. Besondere Erwähnung verdient, daß es uns liegt, werden wir gewiß weder Mühe noch Kosten scheuen, um auch alle entfernenden Schwierigkeiten des „Sozialdemokrat“ unseren Abonnenten möglichst regelmäßig zu liefern.

Unsere Abonnenten in der Schweiz

zur gef. Kenntniss, daß wir diejenigen bisherigen Abonnenten, welche die Annahme unseres Blattes seit Beginn dieses Monats nicht ablehnten, auch für das laufende Quartal als Abonnenten vortragen und Nachnahme mit Nr. 29 erheben werden, sofern bis zum 15. ds. M. die betreffenden Abonnementsbeträge nicht eingekandt wurden.

Unsere auswärtigen Abonnenten.

Filialen, Vertrauensleuten u. legen wir ans Herz, Abrechnungen und Abonnementserneuerungen, soweit noch nicht erfolgt, ungesäumt zu bewirken, damit keine Unterbrechung in der Lieferung eintreten muß.

Unsere Vertrauensadressen sind bekannt.

Briefmarken aller Länder werden für voll angenommen. Größere Beträge in Papiergeld oder Post-Einzahlung.

Da nicht wenige auswärtige Besteller, besonders in Deutschland, sowie in Oesterreich, ihre Briefe immer wieder ungenügend frankieren, wodurch uns erhebliche Verluste durch Straßportien entstehen, so bemerken wir hiermit wiederholt:

Einfache Briefe (bis zu 15 Gramm) nach der Schweiz kosten:
aus Deutschland 20 Pfg.
aus Oesterreich-Ungarn 10 Kr.
Bei schwereren Briefen kosten immer je 15 Gramm weitere 20 Pfg., bezw. 10 Kr.

Die Genossen wollen hierauf in Zukunft um so mehr achten, als wir ungenügend frankierten Sendungen in der Regel die Annahme verweigern müssen.

Die Expedition des „Sozialdemokrat“.

Zusammenkunft deutscher Sozialisten.

Parteiengenossen!

Herr Joh. Most in London hat unsere Einladung zu einer Zusammenkunft von Sozialisten deutscher Zunge, welche der sozialdemokratischen Arbeiterpartei angehören, dahin gedeutet, als sollte er und seine Freunde als „Unbefugte“ von vornherein davon ausgeschlossen sein. Herr Joh. Most irrte sich. Es ist vielmehr uns sehr erwünscht, wenn er selbst, wie seine Freunde, inklusive des Herrn Hasselmann, sich an dieser Zusammenkunft beteiligen und wir laden sie hiermit ausdrücklich dazu ein. Selbstverständlich haben dieselben im Falle ihrer Beteiligung wie alle Teilnehmer an der Zusammenkunft ihre Anmeldungen in der in Nr. 25 angegebenen Weise zu bewirken und zwar spätestens bis zum 3. August, damit sie rechtzeitig über das Nötige unterrichtet werden.

Da es sich ferner von selbst versteht, daß die Stellung zu den Herren Most und Hasselmann, wie die Taktik der Partei überhaupt, den ersten Gegenstand der Besprechungen bilden wird, so muß auch die persönliche Anwesenheit der Herren Most und Hasselmann vor allen Dingen gewünscht werden. Was dann weiter geschieht, darüber werden die Beteiligten selbst zu entscheiden haben.

Mit sozialdemokratischem Gruß!

Redaktion und Expedition
des
„Sozialdemokrat“.

Gegen die „neue Taktik“.

Der Verfasser des Artikels „Neue Taktik“ hegt die Meinung, daß unsere bisherige Taktik für die nächste Zukunft nicht die vorteilhafteste sei. Daß er diese Meinung äußert und diejenige Taktik, welche nach seiner Ansicht die allein richtige ist, mittheilt, kann uns nur lieb sein, weil wir dadurch Gelegenheit erhalten, die Frage, ob die seither von uns beobachtete

Taktik die richtige war und auch in Zukunft die allein richtige sein kann, eingehend zu erörtern.

Für mich ist zunächst die Frage: ob unsere Taktik betreffend das Tabaksmopol die richtige ist oder nicht, diejenige, welche zu beurteilen meinem Wissen und Können am nächsten liegt. Das Urtheil, das ich mir, gestützt hierauf, speziell über diese Frage gebildet, ist völlig entgegengekehrt dem unseres Monopolfreundes. Die Gründe für meine Beurtheilung will ich so kurz wie möglich fassen, kann aber doch nicht mit der Nonchalance unseres Monopolisten über seine Gründe vollzögern, wie er es bezüglich der Motive fertig bringt, die unsere Abgeordneten in Wirklichkeit veranlaßt haben, sich gegen die Monopolgellüste zu erklären, die der gefürchtete Charlatan auf dem Gebiet der Volkswirtschaft als Schlüsselstein seiner „genialen“ politischen Laufbahn bezeichnete. Wie lautet doch das geflügelte Wort des „Genialen“ bezüglich seiner sozialökonomischen Zurechnungsfähigkeit? So viel ich mich entsinne: „Ich verstehe von Volkswirtschaft nichts, darum müssen meine volkswirtschaftlichen Pläne zur Ausführung kommen.“ Klingt das nicht ähnlich wie der politische Kalauer: „Ich kenne zwar die Gründe der Regierung nicht, aber ich mißbillige sie?“ Wenn mir der Schalk im Nacken läge, wie unsern monopolistischen Taktiker, könnte ich leicht verleitet werden, zu behaupten, seine Kritik unserer bisherigen Taktik streife recht bedenklich den letzteren politischen Kalauer. Den Vorwurf, wir hätten uns bisher nur vom Gefühl leiten lassen, spielt er mit so viel liebendwürdiger Raudeität aus, daß man ihm nicht gram sein kann. Wenn man von dem Fangball eines spielenden Kindes ins Gesicht getroffen wird, schlägt man es dennoch nicht gleich auf die Finger, sondern sagt höchstens, um es vorsichtiger zu machen: „Du Kleiner, thu's nicht wieder!“ Unser Monopolfreund wird nun wohl auch in Zukunft vorsichtiger sein, wenn er wieder Fangball spielt, damit sein Voll, den er „Gesichtsduftelei“ nennt, andern Leuten nicht wieder ins Gesicht fliegt.

„Verständig ist es, das Tabaksmopol zu bewilligen“, ruft unser Monopolistbusch. Wie unverständlich also sind unsere Abgeordneten bis jetzt gewesen! Da ihnen jedoch jetzt das Tabaksmopol in bengalischer Beleuchtung präsentiert wird, werden sie wohl dessen Lichtseiten besser erkennen, in Zukunft dem „Genialen“ zu Füßen fallen und, indem sie reuevoll ob ihres bisherigen Unverständnisses an ihre Brutt schlagen, ausrufen: Pater peccavi — wir stimmen jetzt für das Monopol.“ Der „Eiserne“ aber wird in der Freude seines Herzens das beste Kalb aus seinem Stalle ziehen (und das ist das Sozialistengesetz) und es zu Ehren des Verlorengewesenen schlachten. Und es wird mehr Freude sein in allen Himmeln der Reaktion über jeden einzelnen dieser bekehrten Sünder, denn über 99 Sünder! — Vorläufig wollen wir uns jedoch die allein verständige Taktik unseres Monopolisten erst etwas genauer anschauen.

Der einfache Grund für Bewilligung des Monopols, sagt er, sei, daß daselbe, wenn es auch der Regierung etwas nütze, doch unsern anderen Feinde, der Bourgeoisie, schade, welche viel gefährlicher sei, als die Regierung, umal die Bourgeoisie uns die Regierung im Grunde un bequem mache. Zugestanden: sehr simpel ist dieser Grund, aber seine Einfachheit kann uns doch nicht bestimmen, denselben als leitend für unsere Taktik anzuerkennen; denn die Billigung dieser Beweisführung und die Befolgung solcher Taktik würde uns zu „Seiner Majestät Regierung allergehuesten Sozialdemokraten“ herabdrücken. Der Satz, „das Monopol schafft den Staatsbetrieb, darum muß es den Staatsbetrieb beseitigen“, ist mir unverständlich und beruht wohl nur auf einem Druckfehler, denn nach meiner Ansicht von der Sache will die Sozialdemokratie den Staatsbetrieb schaffen, obgleich dieser kein Monopol sein wird; sie kann also nicht wünschen, daß er beseitigt werde, wo er besteht. Erläuternd zu der Behauptung, daß die Sozialdemokratie kein Monopol wolle, füge ich hinzu: wenn z. B. in sozialdemokratischen Staaten die Nähmaschinenfabrikation mit gemeinsamen Mitteln zum gemeinsamen Nutzen unter Aufsicht der Staatsbehörden von Genossenschaften betrieben wird, so wird es dennoch keinem andern Staatsbürger bei Strafe verboten sein, wie das beim Monopole der Fall ist, gleichfalls eine Nähmaschine anzufertigen.

Der Grund, unsern gefährlichen Feind, die Bourgeoisie, damit zu schädigen, daß man dem etwas weniger gefährlichen Feind zu Nutzen sei, indem man ihm Beistand leistet, ist trotz seiner „Einfachheit“ dennoch der gründlichsten Erwägung werth, denn alle anderen Gründe sind dem gegenüber nebensächlicher Art. Die dräulichste und erfolgreichste Taktik in Fällen, wie wir sie vorfinden, war bisher und wird auch in Zukunft sein: daß man seine Feinde sich selbst gegenseitig abschlachten ließ, weil der siegende Theil alsdann schwächer aus dem Kampfe hervorging, als es der Fall gewesen sein würde, wenn er mit unserer Hilfe gesiegt hätte. Bismarck gibt uns dafür ein recht drastisches Beispiel. Mit Hilfe der liberalen Bourgeoisie fabrizirte er das Sozialistengesetz, vergrößerte dadurch seine Macht uns gegenüber und ehe noch jemand etwas davon wahrnimmt, daß wir besiegt sind, wirft er die durch ihre Handlangerdienste moralisch vernichtete Bourgeoisie aus einer Position nach der andern zurück,

was ihm um so besser gelingt, als wir ihren Kampf um diejenigen Positionen, die auch wir zu erhalten bestrebt sein müssen, nicht mehr so nachdrücklich unterstützen können (z. B. der Kampf gegen Hölle auf Lebensmittel, Tabak u. dergl.). Sollten wir uns nun auch eine solche moralische und materielle Niederlage bereiten?

Welch ungeheure Macht mit dem Monopol in die blutigen Häufte des rückwärtslebenden Despoten, des Eisernen, gegeben wird, hat unser Monopolistwärmer wohl noch gar nicht näher geprüft? Nicht in den hundert Millionen Mark allein, welche die monopolisirte Tabakfabrikation und der Verschleiß der Tabakfabrikate bringen, liegt der bedeutungsvollste Wachstumswach; er liegt auch in der Militarisation eines Heeres von Aufsehern und Verkaufsern. Welch präzis arbeitende Wahlpropaganda-Maschinerie, welche eine Gefinnungsmacher-Armee, wenn die Tausende ehemaliger gedrückter Unteroffiziere mit der Zigarre oder der Tabakspitze zugleich die Hundedemuth, die millenfesteste Unterwerfung unter den Kanzlerwillen in Kurs setzen! Wie werden die Feldwebel-Aufseher der Tabakmanufaktur die politische Gefinnung ihrer „Untergebenen“, der Arbeiter in den Tabakfabriken, unter der Lohnpeitsche korrigiren; und wie leicht wird ihnen das werden! Der aus der Regiefabrik entlassene Arbeiter bekommt ja nirgend anders auf sein erlerntes Handwerk Beschäftigung. Soll der auch nach Amerika auswandern, wie die von vornherein durch die Monopolisirung des Tabakgeschäftes brodblos gewordenen Pickbeerenfabrikanten (so nennt man scherzweise die Kleinfabrikanten der Tabakbranche) und ihre Arbeiter? Doch davon später. Eine bessere Unterkauf für die ausgebildeten Unteroffiziere der Armee, als die Platzirung derselben als Tabakverschleifer, gibt es nicht; denn im Kriegsfall kann ja die Frau Feldwebel den Verkauf für Rechnung der Regie besorgen und der Mann steht also stets zur Disposition. Wenn es dann einmal gilt, einen ähneren oder inneren Feind des Brodgetrüb niederzuwerfen, dann ist für die Familie der zur Fahne berufenen Unteroffiziere nicht einmal eine Unterstützung nothwendig. Fürwahr, wenn wir das dem Bismarck ermöglichen, gibt er dem geistigen Urheber dieser Großthat gewiß nicht blos einen Moskischen Händedruck, sondern einen Schmaß, daß es durch alle Gauen des monopolisirten Deutschlands schallt.

Mit dem Essen kommt aber bekanntlich der Appetit und so wird der „letzte Kanzler-Herzens-Wunsch“ wohl auch noch einige Ausdehnung erfahren. Sollte die Buchdruckerei und der Buchhandel nicht auch zu monopolisiren gehen? Gewiß, ist der letztere ja doch schon famos zentralisirt; und wenn man bedenkt, daß die liberale Presse um schützigsten gegen uns schreibt, daß die kapitalistische Presse ein gewaltiges Machtmittel unserer Bourgeoisie ist, die ja unser ärgerer Feind ist, als die Regierung, welche letztere im Grunde genommen uns doch nur durch die Bourgeoisie un bequem wird (so sagt ja wohl unser Monopolistwärmer) und daß die Bourgeoisie ohne dieses Kampfmittel mit Leichtigkeit vernichtet werden kann — warum sollte man da der Regierung denn nicht auch diesen kleinen Nutzen gewähren? Ob sie es wohl annehmen würde? Einen Zweifel daran, daß sie auch noch diese Sorge auf ihre Schultern nehmen wird, „um für uns“ (?) den Staatsbetrieb zu organisiren, können wir unmöglich hegen; hat doch schon der polyedrische Oberposttyrann Stephan einen schüchternen Versuch gemacht, den Buchhandel auf die Reichspost zu übernehmen. Also nur zu. Vielleicht liegen sich noch einige weitere derartige Gewerbe finden, die der Kanzler aus purer Liebe zur sozialdemokratischen Staatsform monopolisirt, z. B. das Versicherungswesen.

Doch wir thun am Ende unsern Monopolistwärmer bitteres Unrecht, vielleicht besitzt er die Gabe der Prophetie, um wissen zu können, daß Bismarck, nur getrieben vom Schicksal, das seinen Untergang beschloffen, und blind für die Gefahren, die das Monopol für ihn und die privilegierte Gesellschaft in sich birgt, den Staatsbetrieb der Tabakfabrikation erstrebt und daß alle diejenigen, welche durch die Monopolisirung auf den Hungertat gestellt werden, mit Lobliedern auf uns, die neuntätigen Helfershelfer Bismarcks, sich ins Reich der Schatten hungern werden. Vielleicht hat ihm das Schicksal anvertraut, daß das Tabaksmopol in Frankreich, Spanien, Italien und Oesterreich nur darum noch nicht zur sozialdemokratischen Republik geführt hat, weil es dort kein so dummes Teufel wie der Bismarck organisiert hat; vielleicht weiß er durch höhere Inspiration, daß Bismarck das Monopol nur als Raufesalle benutzte, seine besten Freunde, die Bourgeois, die er in polizeiwidriger Dummheit für seine Feinde hält, vollständig abzumurfen, und daß uns, wenn er das alles in unseliger Verbindung gethan, die soziale Republik wie eine überreife Pflaume in den Mund fliegt, der uns ob dieser wunderbaren Erfolge der neuen Taktik offen stehen wird. „Mahlzeit“, sagt der Schlesinger.

(Schluß folgt.)

Die politischen und sozialen Zustände in Amerika

hat unser Genosse Dr. Adolf Douai, der bekannte Schulmann und langjährige Vorkämpfer für die geistige und materielle Befreiung der Arbeiter, in einer auf der Nationalen Arbeiter-Konvention (Kongress) zu Chicago gehaltenen Rede getreu gekennzeichnet; und halten wir es für um so angemessener, seinen Worten Raum zu geben, als dieselben nicht nur für die Kenntnis der amerikanischen Verhältnisse von Belang, sondern auch von allgemeinem Interesse sind, da das Gesagte mehr oder minder auch auf die übrigen Kulturländer Anwendung findet.

Es sind nun 20 Jahre her, äuferte sich Douai, daß ich in Chicago auf einem Konvent einer damals erst aufstrebenden Partei war, einem Konvent der republikanischen Partei, bei dem Abraham Lincoln als Präsidentschaftskandidat nominirt wurde. Damals waren es die Deutschen, die der republikanischen Partei vorzüglich zum Siege verholfen, trotzdem daß die Aussichten damals weit geringer waren als gegenwärtig bei unserer Partei.

Und doch war das Bestreben des Nordens, die Sklaven zu befreien, ein begreifliches und die Sache eine so einfache, daß es gar nicht zu so viel Blutvergießen hätte zu kommen brauchen, wenn die Sklavenbarone des Südens nur etwas Vernunft besessen hätten. Ein schlaues Staatsmann (Seward) hatte ihnen vordemonstrirt: Warum gebt ihr nicht nach, ihr Kurzsichtigen, der Arbeiter bleibt doch immer Sklave, ob er gekauft oder gemietet ist. Ja, im Gegentheil, er ist vermietet nur noch fester in den Sklavenfesseln und dann habt ihr ihn ja viel billiger, als wenn ihr ihn kauft, und der Mietharbeiter arbeitet mehr als eure Sklaven, das seht ihr an uns, wir werden reich und euer Land bleibt arm. Der Mann war scharfsinnig genug, den ganzen Unterschied in eine Nußschale hineinzufrängen. Er gab den Sklavenhaltern den besten Rath, nur befolgten sie ihn nicht in ihrer Dummheit.

Jetzt sind 20 Jahre seitdem verstrichen, die Sklaverei ist besiegt, der Kampf vorüber, das Uebel der Negerklaverei ist beseitigt. Und doch ist jetzt abermals derselbe unüberwindliche Kampf zu kämpfen, ja jetzt um so mehr, da die gekauften und befreiten Negerklaven auch zu gemieteten Sklaven gemacht worden sind. Jetzt ist die Zahl der Sklaven, die ausgebeutet werden, um vier Millionen vermehrt. Sie sind aber heute nicht besser daran als damals; sie sind dem Wortlaut nach gemietet und in der That ebenso verkauft, wenn nicht schlimmer als zuvor. Sogar die Stimme ist gekauft, wie wir es ja gesehen haben — müssen doch weiße Miethsklaven ihre Stimme verkaufen, auch jetzt noch. Ich will nicht sagen, daß es welche von Ihnen thun, aber es ist vorgekommen, Eingeborene dieses Landes thaten es, wenn auch nur vielleicht aus der zu entschuldigenden Angst um ihren Erwerb und ihr Brod angesichts des Hungers, der Noth der Familie im Falle der Weigerung.

Jener Kampf, die Befreiung des Sklaven aus dem einen Joch, um ihn in ein noch weit schlimmeres zu stecken, hat nahezu eine Million Menschen gekostet bis der Sieg errungen war. Kein Mensch glaubte damals daran. Ich wußte es, daß es so kommen mußte, denn ich kannte den Süden, ich hatte vier Jahre lang die Sklaverei bekämpft, dagegen geschrieben und gesprochen. Nun tritt derselbe Kampf an uns heran. Wir werden gezwungen sein, Revolution zu machen und das Gesetz selbst in die Hand zu nehmen. Nicht weil wir das wollen, sondern wir werden müssen, gerade so, wie vor 20 Jahren der Norden die Sache in die Hand nehmen mußte.

Es ist wie früher. Derselbe Sklavenzustand herrscht nach wie zuvor, nur mit dem einzigen Unterschiede, daß jetzt aus dem Arbeiter dreimal so viel herausgeschunden wird, als früher aus dem gekauften Negerknecht. Der gekaufte Negerknecht war überhaupt in mancher Richtung ungleich besser daran, als der Miethsknecht von heute. Es wurde für ihn ausreichend gesorgt, er wurde gespeist, er wurde gepflegt, wenn er krank ward; und welche aufmerksame Behandlung wurde nicht der Negerwöchnerin zu Theil, wenn sie sich anstaltete, einem neuen Sklaven das Leben zu geben. Und warum sollte man auch nicht die Wöchnerin recht zärtlich pflegen? Was sie gebar, war ja ein Zuwachs zum Kapital. Um uns aber bekümmert sich Niemand. Was liegt dem Ausbeuter daran, wenn die Frau eines seiner Miethsklaven im Wochenbette liegt, ob sie die notwendige Pflege hat, ob es ihr an Nichts gebricht? Was kümmert er sich, ob der Arbeiter im Sklavendienst verunglückt, ob er zum lebenslänglichen Krüppel wird, oder ob er sich den Tod holt, er denkt höchstens daran, wenn er das Unglück durch eigene Fahrlässigkeit verschuldet und wenn die Furcht an ihn herantritt, dem Geleze, dem Richter gegenüber, sich wegen des geopferten Lebens zu verantworten.

Wenn wir beide Sklavensysteme betrachten, so sehen wir, daß sie beide gleich graulich für den Arbeiter sind und darum ist der Kampf, um das neue System abzuschütteln, gerade so unvermeidlich wie es beim alten war. Nur ein Viertel des Verdienstes der Arbeit geht in den Genuß des Arbeiters, über drei Viertel verschlingt der Kapitalist. Ist es da ein Wunder, wenn der Arbeiter nicht vorwärts kommt? Man kann heute keine Häuser mehr kaufen, wenn man Arbeiter ist. In den Jahren des Krachs haben Hunderttausende von Arbeitern ihre Ersparnisse verloren, haben ihre Familien eingebüßt oder ihr sonstiges Vermögen verpfänden müssen. Daß die gegenwärtigen Zustände in diesem Lande einigermassen bessere sind, als anderswo, das ist nur der guten Ernte, der lebhaften Einwanderung und den verhältnismäßig besseren Löhnen zuzuschreiben; doch der Weltkrach ist noch nicht zu Ende und wird nicht aufhören, bis unser neuer Zukunftsstaat eingerichtet ist.

Darauf müssen wir immer gefaßt sein und daher besser dorgezogen und vorgearbeiten. Wohl dem, der dann einer gut organisierten Partei angehört, an der er eine Stütze findet, die zur Stunde der Noth im Stande ist, für ihn etwas zu thun und ihm helfend unter die Arme greift.

Die Art und Weise der Verarmung des Volkes wird am besten durch das Beispiel mit den Karpfen und Hechten illustriert. Bringt man in einen Teich, in dem sich 10 Karpfen befinden im Gesamtgewicht von 100 Pfund, einen Hecht, so wird dieser binnen Kurzem die Karpfen verschlungen haben und dabei höchstens 10 Pfund wiegen, 90 Pfund sind rein aufgezehrt worden. Auf den Menschen angewendet, sind diese 90 Pfund Arbeiterfleisch und Arbeiterblut.

Und darum nochmals: es ist unvermeidlich, daß der Kampf kommen muß, die Befreiung vom Ausbeutungs-Sklaven-System. Nur soll er so unblutig wie möglich werden, der Sieg soll vielmehr durch die Einigkeit, durch das erdrückende Uebergewicht herbeigeführt werden. Und darum schließe ich meine Rede mit den Worten Karl Marx': „Proletariat aller Länder, vereinigt Euch!“

Wer zerstört die Familie?

Brief eines Arbeiters.

„Die Sozialdemokraten wollen die Familie vernichten und die Weibergemeinschaft, die 'freie Liebe' einführen! So schreien unsere Gegner, die Sozialistenfreier. Die freie Liebe, ja wohl, wir wollen sie; wir wollen die Liebe betreiben von den Fesseln, welche die heutige Gesellschaft ihr angelegt hat. Aber wenn unsere Gegner von Weibergemeinschaft, von Vernichtung der Familie reden, so erblicken sie nur sich selbst im Spiegel; sie klagen uns ihrer eigenen Sünden an. Nachstehendes soll ein Beispiel davon geben.

Wie so unzählige Genossen Deutschlands der Sozialistenhege ausgehert waren und es noch sind, wissen wir. Das spieß- und maßbürgerliche Jahr in Baden wollte und konnte natürlich bei dieser noblen Hege auch nicht zurück bleiben und so wurde auch ich von der Polizei gleich dem sicherheitsgefährlichsten Subjekt behandelt und scharf auf Korn genommen. Die Inquisition begann mit dem Hoch- und dann immer höhergehenden des Prokurators, wozu auch noch andere Verfolgungen und Maßregelungen aller Art kamen, in der Hoffnung, mich würde zu machen und zur Verfertigung meiner Grundzüge zu bringen, welche Liebesmuth freilich zum höchsten Aerger der Herren erfolglos blieb. Da sie mir nun weiter nicht bekommen konnten, so wurde beschlossen, mir den Prokurator glänzend zu entziehen und dieser Beschluß auch alsbald ausgeführt. Nirgends in und um Jahr konnte ich mehr Arbeit finden, denn es war jedem Arbeitgeber streng verboten, mich einzustellen. So blieb mir, da ich nicht den letzten Bissen Brod meiner Familie antzehen helfen wollte, nichts anderes übrig, als mein Bündel zu packen und anderwärts Arbeit zu suchen. Die Meinen ihrem Schicksal überlassend, wanderte ich mit blutendem Herzen, aber einer festen und treuen Ueberzeugung in der Brust, von dannen und fand endlich nach langem Hin- und Hersuchen hier Arbeit.

Man wollte aber doch den Hund hängen und suchte dazu den Strick, den man denn auch gefunden zu haben glaubte. Wenige Tage nach meiner Abreise kamen zwei Mann von der hohen Polizei zu meiner Frau und nahmen eine gründliche Hausdurchsuchung vor. Jeder Winkel wurde genau durchsucht, jeder Fegen Papier, auf dem auch nur ein Buchstabe geschrieben oder gedruckt stand, wurde zusammengepackt und nach drei vollen Stunden schwerer Arbeit zogen die Herren, mit drei großen Körben voll giftiger und nichtgiftiger Waare wie Postfelle beladen, von dannen, um das Erbeutete unterthänig ihrem Herrn und Gebieter zu Füßen zu legen. Seitdem verging nun kein Tag, ohne daß nicht ein Wächter des Gesetzes bei meiner Frau erschienen wäre und, erst mit ihr, dann mit Gewalt, versucht hätte, meinen Aufenthalt aus ihr herauszubringen. Da ich indessen die erste Zeit noch gar nicht an sie geschrieben hatte, so konnte sie keine Auskunft geben. Nun sollte sie aber wenigstens sagen, welche Richtung ich eingeschlagen hätte, was sie aber ebenfalls nicht wußte. Hierauf wurden alle zur Verfügung stehenden Jünger der heiligen Hermandad in Bewegung gesetzt, um meine habhaft zu werden, was jedoch ebenfalls nicht gelang, da ich mittlerweile Schwiegerbuben unter meinen Füßen hatte, auf welchen ihre Hentersarme nicht mehr reifen konnten. Endlich legte sich der Sturm und der Staat war einstweilen gerettet.

Zehn lange qualvolle Monate sind nun vorbei, seit ich hier bin, meine Familie dagegen „vegetirt“ (denn Leben kann man es beim besten Willen nicht nennen) noch immer in Jahr. Wohl manchen Brief erhalte ich von den Meinigen; aber welchen Inhalts? Da seht sich das Weib nach dem Manne, da sehnen sich die Kinder nach dem Vater, ihrem Ernährer und Erzieher, da schreien sie nach mehr Brod u. s. w. Wohl habe ich hier banernde Arbeit gefunden und könnte meiner Familie ein Auskommen bieten, wohl habe ich den Wunsch schon oft gehabt, meine Familie hierher zu nehmen, aber immer ist er zu Wasser geworden, denn es ist dies ja mit bedeutenden Kosten verbunden, die ich nicht aufzubringen vermag. Und so muß ich mich denn gedulbig in mein Schicksal fügen.

Nun erhalte ich aber von meiner Frau einen Brief, dessen Inhalt alles bisher an Schändlichkeiten der Gegner Berichtete übertrifft. Sie schreibt mir nämlich: Als sie kürzlich zur Arbeit wollte, begegnete ihr in einer etwas unbelebten Straße ein feingekleideter Herr (der Rundart nach ein Lehrer Vollblut) und fragte sie, wohin sie wolle. Meine Frau, nichts Böses ahnend, sagte: „Zur Arbeit.“ Worauf der Feingekleidete meinte: sie solle doch nicht so dumm sein und arbeiten, sondern lieber mit ihm nach Amerika kommen; Papiere und Geld genug habe er im Sack und sie hätte dann ein besseres Leben bei ihm und dürfte nicht mehr arbeiten. Meine Frau bedenkete nun dem Menschen, daß sie eine verheiratete Frau und Mutter von fünf lebenden Kindern sei. Das macht nichts, versetzte jener; die „Kangen“ mag nur die Stadt Jahr behalten und für sie sorgen; sie selbst aber solle unter einem solchen Namen mit ihm gehen und ihr Leben genießen. Entrüstet über solche Frechheit erwiderte meine Frau dem feinen Schuft: „Nichts wird mich von meinen Kindern trennen, es sei denn der Tod.“

Aber der Halbold ließ sich auch dadurch noch nicht abweisen und versuchte es auf eine andere Art, indem er einen großen Beutel mit Geld hervorholte, ihr hinhielt und sagte: dieses Alles und noch mehr gehöre ihr; aber müßte sie und dürfte sich nicht lange bestimmen. Darauf antwortete meine Frau: daß sie Geld nicht glücklich mache, und daß sie, wenn sie auch arm sei, doch glücklich lebe. Darauf ließ sie den Unverschämten stehen und wollte schnell ihres Weges gehen. Was that nun aber dieser abgeplüßte Bourgeois-Lugendbub? Im Nu starrte er das Geld ein, stürzte auf meine Frau zu, beehrte sie mit rothem, verzeigte der Weibchen noch einige Fraustreife und sprang dann, so schnell er laufen konnte, davon. Die so empörend mißhandelte Frau dagegen ging schamroth und weinend nach Hause und war mehrere Tage von Gram und Schrecken krank.

Was sagt nun aber der Lehrer „Stadtdirektor“ (Wallau heißt der Name), der Oberwachtmann der öffentlichen Ruhe und Ordnung zu solchem Attentat? „Was — wie er sagen — diese Bande auch noch in Scham nehmen; ist es doch vielmehr meine heilige Pflicht, sie zu verfolgen und ausgarotzen.“ Dieses zu sagen, ist der Mann fähig? Hat er sich doch auch nicht gescheut, die traurige Rolle eines Briemarders zu übernehmen. Meinen ersten Brief erwiderte meine Frau nicht, wie sonst üblich, durch den Briefträger, sondern es erschien ein Amtsdienst und forderte sie auf, sofort zum Herrn Stadtdirektor zu kommen. Sie ging, ja sie mußte wohl gehen, denn sie kannte diesen unumschränkten Pöbel von Jahr. Doch was sollte sie hier sehen! Bald die Hände ringend, bald über den Kopf zusammen schlagen, lief das Stadthaupt in seinem Bireau auf und ab, immer die Worte rindend: „Nein, nein, dieser Kerl, diese Bande!“ Wenn das galt, darüber sollte sie bald angeklagt werden. Als der Mann nämlich in seinem tobstuchthälischen Zustand verschiedene Male an ihr vorbeigerannt war, ohne sie zu bemerken, erblühte er sie plötzlich, fuhr auf sie wie ein wüthender Stier los und brüllte dann: „So, jetzt wissen wir, wo der Kerl steht. Und Sie, was wollen Sie jetzt machen? Jetzt werden wir Sie und Ihre Kinder erhalten müssen, Sie werden der Gemeinde zur Last fallen. Nein, nein, dieser Kerl, diese Bande!“ Meine Frau erwiderte darauf so ruhig als möglich: er würde das nie ersehen, viel eher würde sie sammt ihren Kindern Hunger sterben, als auch nur einen Pfennig von der Stadt verlangen. Jetzt erbühte sich seine Wuth erst noch mehr, denn das, was er erwartet hatte, ein Anierall und Händelaffen, wie er es gewohnt ist, blieb aus, er nannte deshalb die Antwort „furcht“ und schalt meine Frau, daß sie auch schon verdorben und angefaßt sei von dem verfluchten Gift. Nachdem er dann noch eine Weile in seinem Toben fortgefahren hatte, überreichte er ihr endlich mein geliebtes Schreiben. Ein wackerer Mann das, dieser unermüdliche Sozialistenverfolger, Briemarder und Schuppenel der gefährdeten „Ordnung“ — nicht wahr? Die verdiente Belohnung wird ihm sicher nicht entgehen.

Und nun, ihr Schreier und Statthalter der göttlichen Weltordnung, die ihr tausende von Männern, die ihre Tage erkaufen haben und ihre Witmenschen und Weibensgeschickten pflichterger zu überzeugen und zu bekehren suchten, gleich einem geübten Thier durchs Leben jagt und verfolgt, bis sie endlich todtmüde ihren Feinigen erlagen und ihren Geist

anschnachten; die ihr Arbeiter, nachdem ihr jahrelang von ihrem Fleiß gegeben, von ihrem Blut getrunken, mit ihrem Fleiß und Schweiß auch Schätze und Reichthümer erworben hatten, während sie selbst mir der größten Noth und Entbehrung kämpfen mußten, wenn sich dieselben, bei einer Wahl, einer Versammlung oder einem Verein betheiligten, unbarbarisch, einzeln oder in Massen auf's Pflaster warfen; die ihr andere, die sich auch gleich euch als Menschen betrachteten, und ihre Menschlichkeit zu behaupten suchten, von ihrem Heub, von Weib und Kind vertreibt; die ihr selbst das unschuldige Kind in der Wiege nicht verschont, sondern eure nach Blut und Rache dürstenden Tigeraugen labet an der Noth und dem Elend eurer Mitmenschen! Laßt es euch gefaßt sein; die Stunden eurer Herrlichkeit sind gezählt. Uns kann dies alles nicht irre führen, noch zum Wanken bringen. Wir wissen, was wir wollen; wir wissen aber auch und sehen es täglich, was wir von euch zu erwarten haben und — wie wir euch unschädlich zu machen haben!

Und nehmet ihr uns den Leib,
Die Ehr, Gut, Kind und Weib,
Wir lassen's fahren dahin
Es bringt euch keinen Gewinn
Das Reich muß uns doch bleiben!

Vergeßlich müht ihr euch ab, ihr Thoren, das Weltensrad prechtzudrehen oder zum Stillstehen zu bringen; laßt ab oder es wird euch zermalmen!

Frauenfeld.

Aug. Strahl.

* In Erläuterung unserer jüngsten Mittheilung über die Art der Vertheilung der Unterstützungsgelder sei weiter bemerkt, daß dieselben ohne Ansehen der Person an Alle, welche auf Grund des Belagerungszustandes ausgewiesen und bedürftig sind, vertheilt werden und daß eine Verweigerung der Unterstützung nur dann eintritt, wenn durch einen Schiedspruch festgestellt ist, daß der Nachsuchende sich feindseliger und schädlicher Handlungen gegen die Partei hat zu Schulden kommen lassen. Die Familie eines so Zurückgewiesenen erhält ihre Unterstützung nichtsdestoweniger fort. Mit Ausnahme eines Einzigigen, der sich Schwindelereien zu Schulden kommen ließ, ist bisher keinem Ausgewiesenen eine nachgesuchte Unterstützung verweigert worden. Die Unterstützung hört selbstverständlich wieder auf, sobald der Ausgewiesene wieder eine Existenz hat und sein Brod verdient.

Sozialpolitische Rundschau.

Schweiz.

* Das Volk des Kantons Genf hat sich als wenig fortgeschritten erwiesen, indem es die vom Großen Rath beschlossene Trennung von Kirche und Staat mit 9306 gegen 4064 Stimmen verwarf, ein Triumph der Reaktion, der jedoch nicht allzulange währen dürfte, da die aus der unnatürlichen Zusammenpuppelung der Beiden entstehenden Mißverhältnisse die Frage in Bälde und so lange immer wieder auf die Tagesordnung bringen müssen, bis die nothwendige Trennung und die Beseitigung der Kirche aus dem öffentlichen Leben erfolgt sein wird.

Deutschland.

* Der preussische Landtag w. nach schließlicher Annahme des famosen Kirchendiktatur-Gesetzes geschlossen worden, und fast gleichzeitig mit ihm die diplomatische Orient-Konferenz der Großmächte. Das Volk wird beiden wenig Thränen nachweinen — hat es sich doch schon bei Lebzeiten beider weder um die ununterbrochene Reihe von Festgelagen dieser, noch um die ebenso ununterbrochene Reaktionsorgie jener viel gekümmert. An der endgültigen Gestaltung der Dinge werden beide nichts ändern.

— Ein neuer „Rückgang“ der Sozialdemokratie. Bei der am 1. Juli stattgehabten Reichstags-Ersatzwahl in Lübeck, bei welcher der bisher dort herrschende Nationalliberalismus schmächtig gesiegt und der oppositionelle Fortschrittler (Ed gewählt wurde, erhielt der sozialdemokratische Fühlkandidat Schwarz 1312 Stimmen. Zur Zeit der höchsten Wahlbewegung und einer verhältnismäßig freien Agitation erhielten wir dort nur 200 Stimmen mehr, während die jetzige Stimmenzahl ohne jegliche öffentliche Werbung auf und fiel. Nur so fort mit dem „Rückgang“ — wir sind zufrieden!

— Die Angelegenheit des „Bannbruchs“ des sozialistischen Reichstagsabgeordneten Frißche und des ehemals sozialistischen Abgeordneten Hasselmann, des jetzigen Denunzianten, ist noch immer nicht zu Ende. Bekanntlich war auf Beschluß des Reichstags während der letzten Session das Strafverfahren gegen die Genannten sistirt worden; der Reichstag hatte sie aber noch weiter zu schützen geglaubt, indem er bei Gelegenheit des Antrags der Regierung auf Verlängerung des Sozialistengesetzes in die betr. Vorlage als Art. 1 Folgendes einfügte: „Die im § 28 Nr. 3 des Gesetzes vom 21. Oktober 1878 getroffene Bestimmung (Ausweisung) wird dahin erläutert, daß dieselbe auf Mitglieder des Reichstags oder einer reichsgesetzgebenden Versammlung, welche sich am Tage dieser Körperschaften während der Session derselben aufhalten, keine Anwendung findet.“ Es kennzeichnet nun den Grad der Achtung und Autorität, welchen die famose Volkswortretung bei den Behörden genießt, vortrefflich, daß trotz alledem die beiden Genannten auf den 20. ds. vor das Berliner Landgericht I geladen sind, um sich dort wegen ihres „Verbrechens“, trotz dem Ausweisungsgebot den Verhandlungen des Reichstags als Abgeordnete angewöhnt zu haben, zu verantworten. Wir sind auf diese neue Entwicklungspolke des deutschen Parlamentarismus überaus begierig; verderben kann sie am letzteren nicht mehr viel. Uebrigens wäre es, nebenbei gesagt, bei dem Verhältnis, in welchem Herr Hasselmann jetzt zu der deutschen Polizei steht, ganz angemessen, wenn man diesen Herrn außer Klage setzte und die Ehre der Angeklagtenbank unserm Gen. Frißche allein überließe. Oder will man eine doppelte Komödie spielen?

— Ueber die Arbeiterverhältnisse der wichtigen westlichen Kohlenindustrie finden wir in einem Bourgeoisorgan, der „Weissenburger Zeitung“, bemerkenswerthe Verleumdungen. Während sonst die Presse die Verhältnisse der Arbeiter immer für vortheilhafte hält und nicht genug über die „Anmaßung der ungenügsamen Arbeiter“ zu schimpfen weiß, schreibt das genannte Blatt heute folgendes:

„Die Arbeits-, resp. die Lohnverhältnisse sind im verflossenen Monat, soweit es die Vergleiche betrifft, geradezu unerträglich geworden. Während unsere Eisenarbeiter auch in der schlimmsten Periode unserer Handels- und Industriekrise immer einen annähernd (!) auskömmlichen (?) Lohn verdienen, ist im Verlaufe der letzten zwei Monate — im Mai aber ganz besonders — der Verdienst des Bergmanns so gesunken, daß er den Namen Lohn kaum mehr verdient und schon mehr an oberclassische Verhältnisse erinnert. Wie in jüngstem Berichte auseinandergesetzt, ist seit zwei Monaten eine große Winderförderung eingetreten, theils in Folge der Konvention der Belegen, theils aber auch deshalb, weil die Hauptabfchlüsse noch nicht gemacht wurden, da die Konsumenten die verlangten höheren Preise nicht bezahlen wollen und quasi von der Hand in den Mund leben. Dieser jetzt schon bald drei Monate dauernde unblutige Kohlenkrieg zwischen den Produzenten, den Werken, und den Konsumenten, den Händlern und Fabriken, wird aber leider auf Kosten unserer armen, schon seit Jahren nothleidenden Bergarbeiterbevölkerung geführt. Die armen Schächer von Vergleuten müssen durch unverhältnismäßige Feiertage die Woche hinarbeiten, was um so beklagenswerther ist, als die Preise vieler Produkte in Folge der schlechten Ernteausichten in diesen Wochen gestiegen sind. Wir sahen Lohnbücher, nach denen Familienväter 10, 11 und 13 Thlr. im Monat Mai verdienten und zwar solide, tüchtige brave — aber leider verheiratete Leute; was sollen dem Bergmann mit drei oder vier Kindern diese 30 — 39 Mk. nützen? ... Diese Zustände bei uns befördern deshalb die Auswanderung in ungeahntem Maße und gerade die besseren Arbeiterfamilien wandern leider aus.“ Und da wundern sich die Leute, wo der Sozialismus und seine Erfolge herkommen!

— Vor kurzem erschien in Zürich die zweite Hälfte des „Jahrbuch für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik“, herausgegeben von Dr. Ludwig Richter, wurde auch sofort in Deutschland verboten. Eine bessere Empfehlung hätte das von Deutschen Sozialisten herausgegebene Buch bei den Genossen kaum finden können; wir werden auf die bemerkenswerthe Veröffentlichung weiter zurückkommen.

W. Berlin, 1. Juli. Wie sehr es der Polizei darum zu thun ist, den deutschen Unterthanen alles, was im entferntesten von Sozialismus handelt, fernzuhalten und welche Bedeutung die Behörden in dieser Beziehung besonders dem „Sozialdemokrat“ beilegen, erhellt aus einem jüngst verhandelten Prozeß gegen den Redakteur der „Staatsbürger-Ztg.“, Otto Müller, in welchem — jetzt keineswegs freimüthigen — Blatte unter Begünstigung der Veränderung der teubenzigsten Stellen ausgereichte ein Artikel des „Sozialdemokrat“ über Ausweisungen u. s. w. abgedruckt war. Auf Grund des § 19 des Sozialistengesetzes wurde Müller für 100 Mark Geldstrafe verurtheilt. Allerdings wird dies Blatt heute noch von Kleinbürgern und Gewerbetreibenden gelesen. Ein ähnlicher Abdruck in der „Nordd. Allg. Ztg.“ ist dem Staatsanwalt nicht zu Gesicht gekommen; freilich, dieses Bismarck'sche Leiborgan lesen ja nur solche, deren man das rothe Gespenst gefahrlos zeigen zu können glaubt! — Daß in gebildeten Köpfen noch vorurtheiliche Ansichten über das Denken und Fühlen der Sozialdemokraten herrschen, beweist jene Zeitungsnote aus Meissenburg, worin es u. a. heißt: „Die meissenburgischen Sportmänner haben sich ... von dem fogar bei den Sozialdemokraten Ansehen erregenden Laubenschneien jurisdizogen.“ Es handelt sich um die bekannte „noble Passion“, jähne Lauben in großen Schwärmen aufsteigen zu lassen und dann mit Schrot daraufhin zu schießen, an welcher Rohheit sich empfindere Weise fogar „höchstherrliche Personen“ mit großem Behagen beteiligen. Heiter, aber auch gleichzeitig bezeichnend für den betreffenden Strikten, ist wirklich die Wendung, fogar bei den Sozialdemokraten erregte dies Ansehen, während es doch mahnigig bekannt ist, daß wir bei jeder Gelegenheit das Wort gegen brutale Quäler der Tücker, ebenso wie der Menschen, in welcher Form sie auftreten, ergehen. Wie sollten Gefallen haben an der Quälerlei eines Lebewesens, wir, die wir einzig bemüht sind, jede Rohheit zu beseitigen, den Menschen Menschenrechte zu verschaffen, die weissen Sklaven dem Proletariat der modernen Industrie zu entreißen, die empfindliche Macht des Kapitalismus zu brechen! Aber die Gegner nennen unser Erlösungswerk — theils aus Neulismus, theils aus Unwissenheit — ein teuflisches, alle Kultur gefährdendes Beginnen und weisen darauf hin, daß wir auf den gewalttätigen Umsturz hinarbeiten. Und doch haben wir wahrlich keine Freude an einer Zerstörung des Bestehenden durch Blut und Brand; wenn auch vorwiegend kein anderes letztes Mittel übrig bleiben wird, um die Schaffung einer besseren Organisation des Staatslebens zu ermöglichen. Denn wer schneidet wohl gern in sein eigenes Fleisch? Wenn ein böses Geschwür aber nicht anders geheilt werden kann, dann greift auch der zersühlende Arzt zum Messer.

An dem von gewisser Seite geführten Zwiespalt in der Partei hat die Polizei ihre größte Freude. Sie scheidet die Extravaganzen, unter welchen sich allem Anschein nach (bis her unerkaute) Polizeigenossen einschließen haben, die das Feiner zu schüren bestrebt sind. Jedemfalls scheint die Polizei keine Geldopfer, um sich in unsere Reihen zu drängen und hinter die „Geheimnisse“ zu kommen und sind schamlose Verleumdungen gegen dieselben Polizeigenossen gar nicht selten. So werden einem hiesigen Freunde — der übrigens ganz außerhalb der Partei-Organisation steht — hundert und fünfzig Mark monatlich Gehalt angeboten, wenn er sich dem Spionagedienst widmen wolle. Welche Antwort gebührt solchen Antrage einem unerschrockenen Mann gegenüber von Nechtern? Wir können eine solche Freundschaft nicht geben, denn wir sind rechtlich, und dreist darf die Polizei Verleumdungen gegen Genossen erheben, deren Frauen sie schimpfliche Behandlung angeben lieg — der Dien-Reueid steht ihr dabei helfend zur Seite. Ist es nun unüblich, daß unter vielen Tausenden einmal ein in decidender Lage lebender Mann den schmutzigen Kettenschlüssel ergreift und seine Ehre verkauft? Darum Genossen habt wohl Acht! — Herr Haselmann verlor in der öffentlichen Achtung, wo ihm solche bisher noch zu Theil wurde, immer mehr. Thatsachen, die hier bekannt werden, offen bald Tiefen, bald Zenith der Augen, und eine Person, die sich keine moralische Achtung zu verdienen weiß, ist nicht berufen, für unsere große Sache weiter einzutreten. Was S. bisher hier eine schmerzbar treue Unerfüllung verschaffte, war durchaus formal-ler Natur, und wird hoffentlich durch mündlichen Bewandlung beglichen worden sein, noch ehe dieser Bericht im Trand erschienen ist. Das Streben der Berliner ist auf strengste Einheit gerichtet, und wird die in Aussicht stehende größere Zusammenkunft als Mittel, diese notwendige Einheit vollkommen wiederherzustellen, von uns mit Freuden begrüßt.

— **Aus Sachsen**, 3. Juli. Der sächsische König macht gegenwärtig eine Rundreise in den Industriebezirken, um, wie es heißt, sich persönlich von dem Stande der Industrie zu überzeugen. Die ganze Reise ist eigentlich eine seiner kleinen Komödien, die gekrönte Häupter gegenwärtig häufig in Szene legen, um ihre „Unterthanen“ glauben zu machen, als liege ihnen wirklich deren Wohl überaus am Herzen und als könnten sie, die Könige, es bessern. Es ist unklar von den Ministern, daß sie ihre Herrn diese Rolle spielen lassen, denn der einfache Arbeiter begreift, daß diese ganze leibliche Reise eigentlich nur den Zweck hat, dem Volke Sand in die Augen zu streuen und den armen Gemeinden, die durch den königlichen Besuch „beglückt“ werden, so und so viele Tausend Mark abzunehmen, die sie für Ehrenposten und offizielle Empfängnisfeierlichkeiten zum Fenster hinauswerfen müssen. Wie es bei diesen Be-

suchen zugeht, davon eine kleine Probe. Der König besucht unter Anderem auch unsere Industrieabtheilung in Meerane, der die Roth auch heute noch, trotzdem die Arbeit etwas besser geht, aber weil die Löhne miserabel sind, sehr groß ist. Die Meeraner Stadtverordneten bewilligten 500 Mk. für Empfangsfeierlichkeiten und wählten außerdem eine Deputation, welche das Programm für die Anwesenheit des Königs, die sich auf ganze zwei Stunden — für eines der Hauptindustriezentren Sachsen! — erstreckt, festlegen soll. Ein sozialistischer Stadtverordneter stellte die indirekte Frage, ob denn das Komitee dem König auch in eine Weberschule, und zwar in eine wirkliche führen werde, damit er sehe, wie es bei dem Arbeiter ausseht. Große Entrüstung über diese Frage und die Antwort war, daß man den namentlichen Frager nicht in die Kommission wählte. Dagegen haben die Fabrikanten in einem größeren Saal eine Ausstellung von Meeraner Industriemuster-Erzeugnissen arrangiert, die der König natürlich besuchen wird. Mit der Anschauung dieser und einiger anderer, ebenso harnloser Veranstaltungen, werden die zwei Stunden verbracht und der König reist ab mit dem beruhigenden Bewußtsein, für „sein Volk“ etwas Segensreiches geleistet zu haben. Ist das nicht Humbug der größten Sorte?

Man kann schon heute ohne Uebertreibung sagen, daß, wenn nicht bis zum Herbst ein ganz bedeutender Umschwung zum Besseren in unseren Arbeitsverhältnissen eintritt, der namentlich unsere Arbeiter bessere Löhne bringt, wir im nächsten Winter in Sachsen einen Nothstand haben, wie er noch nicht dagewesen ist. Und das dürfte auch von anderen Gegenden Deutschlands gelten. In einzelnen Industriezweigen geht zwar die Arbeit ziemlich flott, das Angebot von Händen ist aber so groß, daß die Fabrikanten in der Lage sind, die Löhne auf dem Hungerniveau zu halten. Unsere ergebnisreichen und vortrüblichen Arbeiter verdienen bei angestrengtester Thätigkeit nur so viel, daß sie vegetiren können. Keiner von ihnen kann daran denken, die heruntergekommenen Wirtschaft auf besseren Fuß zu stellen, oder sich die so nöthigen Kleidungsstücke und die längst fehlende Wäsche anzuschaffen. Die Haushaltung verkrümpt, die Familie wird durch die immer mehr zunehmende Frauen- und Kinderarbeit zerstört und die Folge ist — allgemeine Demoralisation. Die Behörden, die den Thatsachen gegenüber sich über die Situation nicht täuschen können, machen in ihrer Art trapphafte Versuche, wenigstens den guten Willen zum Heilen zu zeigen. Die Zwischener Kreisbauhauptmannschaft hat kürzlich an die Gewerbesammler die Frage gelangen lassen, welche Mittel einem drohenden Nothstand gegenüber anzuwenden seien und ob man nicht das fürsichtige Angebot von Händen dadurch vermeiden könne, daß man die Arbeiter dem Ackerbau oder neuen Industriezweigen zuführe. Die Gewerbesammler, Zünfte und sonstige Korporationen, die man in der Regel mit Verantwortung solcher Fragen plagt, werden da harte Rufe zu machen bekommen und das Ende lautet wird sein — es bleibt alles beim Alten! Ohne ganz bedeutende und zwar auch finanziell erhebende Hilfe und Unterstützung seitens des Staates ist eine erhebliche Besserung in den Verhältnissen unserer sächsischen Industriebevölkerung nicht zu ermöglichen und auch diese wird sehr problematischer Natur sein, da sie immer innerhalb des Rahmens des heutigen Wirtschaftssystems sich bewegen wird und muß; und wie soll da überhaupt geholfen werden? Woher sollen denn die neuen Industriezweige kommen? Wer soll sie einführen und ihre Direction übernehmen, falls sich Kapitalisten nicht finden oder nicht finden können? Und woher kommen die richtigen Mittel dafür angesichts des Defizits im Staatsbudget, der bis aufs äußerste angezogene Steuererschraube, und der Unterstützungen, die neuerdings die durch Witterschaden schwer Betroffenen der Lausitz erfordern? Oder bildet man sich ein, unsere an Feldarbeit nicht gewöhnten Weber für den Ackerbau verwenden zu können? Das ist ebenso absurd. Auch ist bis jetzt die Existenz des ländlichen Tagelöhners keine beneidenswerthe gewesen und sie wird es noch weniger sein, wenn ein erheblich stärkeres Angebot von Händen sich findet. Uebrigens würde jeder Weber den Uebergang zum ländlichen Tagelöhnerwerk als eine Art Degradation ansehen, und wer wollte ihn dazu zwingen?

An das dritte Mittel, das die heutige Gesellschaft allenfalls zur Verfügung hat, die Massenwanderung, scheint Niemand zu denken, und das ist begreiflich. Der Bourgeois liehen die Arbeiter, dem Staate die Soldaten und die Steuerzahler davon, vorausgesetzt, daß die Auswanderung finanziell begünstigt und unterstützt würde. Die Auswanderung ist schon jetzt über alle Maßen lebhaft, und sie würde bedeutend lebhafter, wenn alle Auswanderungsunfähigen die nöthigen Mittel hätten. Blicke der Auswanderungslust durch Staatshilfe unter die Arme greifen, so würde eine vollständige Völkerveränderung entstehen; so unendlich groß ist die Zahl derer, welche das liebe Vaterland bis an die Halsbinde satt haben.

Es muß immer wiederholt werden: wir können schnurstracks auf die Katastrophe los — sie ist die einzige Rettung aus der Roth! Daß wir einer Katastrophe entgegen gehen, davon sind auch solche Kreise überzeugt, die sich noch leichtlich wohl befinden, aber gegenüber den vielen Zeichen des sozialen Zerfalls und der allgemeinen Zerrüttung an eine wesentliche Besserung nicht mehr zu glauben vermögen. Wer Gelegenheit hat, in die Verhältnisse unseres Bürgerthums zu blicken, der erschrickt über die außerordentlich materielle Lage, in welcher sich die große Mehrheit seiner Glieder befindet. Keinerlich sucht man nach mühsam das Deforum zu wahren, aber innerlich ist alles faul und morsch und zum Zusammenbruch reif. Die bürgerliche Gesellschaft piekt auf dem letzten Loth und kein Staatsretter, heiße er Bismarck oder sonstwie, hilft ihr mehr.

— **Leipzig**, 20. Juni. Sie haben sich endlich gefunden — die Findel, die Wölfe und die Haselmänner! Ueber letzteren will ich kein Wort verlieren; er hat sich selbst abgethan. Es wäre aber Verrath an der Sache, wenn die bisherige milde Auffassung, die in dem Aufsatze: „Aus seine Zerplünderung!“ gipfelte, jenseitlich noch im Oeringhen zur Geltung gelangte, und derjenige, welcher jetzt noch ein Anhänger des Herrn Haselmann wäre, verdient diese Behandlung; Zumuthet kann da nicht mehr schämen, wo die Schlichtigkeit so klar zu Tage liegt. Erstlichweise kann ich aber berichten, daß Herr Haselmann's „Thaten“ bereits seine eintzigen Anhänger fertig gemacht haben und daß sich dieselben von ihm abwenden. — Der Herr Haselmann hat den bekannten Buchhändler und Freimaurer Findel nicht lange schlafen lassen. Derselbe hat in seinem Blatte gleichfalls diejenigen Parteigenossen denunziert, welche für die Berliner Ausgewiesenen gesammelt haben, indem er behauptet, daß die Gelder nicht für die Ausgewiesenen vorausgibt seien, sondern auch zu „anderen“ Zwecken. Was sich nur dieser Pseudodemokrat um die Gelder, welche die Sozialdemokratie anbringt, zu kümmern hat? Es zeigt die ganze Denunziationsbedeutung dieses Menschen, daß er die Polizei auf die Sozialdemokratie zu heben sucht, weil es ihm nicht gelingen will, im sozialdemokratischen Sachsen Anhang für sein Versinken zu finden. — Der dritte im Bunde ist Herr Rost. Seine neuen Heldenthaten sind verblüffend lächerliche Briefe, die er an einzelne seiner Freunde in Deutschland schreibt, welche dienlichkeits seine Klatschereien weiterverbreiten. Genosse Viehrecht ist nach Rost nur ein blauer Republikaner, Bebel hat immer noch recht gebrängt; nur mit den alten Vassalleonen (hörl! hörl!) ist noch etwas anzujagen — sie sind noch immer die alten Neptunanten des Proletariats!

Da wäre also glücklich der „Haselmösch“ fertig! Den alten Vassalleonen aber möchte ich zurufen: Laßt euch nicht durch derlei Drollen einschlagen! Vassalle war es, der in seiner berühmten Rede, die Wissenschaft und die Arbeiter“ der Wissenschaft den ihr gebührenden Platz an der Seite der Arbeiter anwies; Vassalle war es, der den Anarchismus, wo er ihm und in welcher Gestalt er ihm begegnete, unerschrocken bekämpfte; Vassalle war es, der die sozialistisch-demokratische Staatsidee in ganz hervorragender Weise verfochten hat. Und nun waht es gar der „Anarchist“ Haselmann, sich auf Vassalle zu berufen; nun waht es gar Herr Rost, den Vassalleonen zu schmeicheln, derselbe Herr Rost, der den Vassalleonen nicht grümmig genug bescheiden konnte, und der in der Nummer der „Freiheit“ vom 22. Mai bedauert, daß eine Vereinigung der früheren Eisennacher mit den „Schweizerianern“ Rathgeber haben hat! Alle Sozialdemokraten Deutschlands, die Mitglieder des Allgemeinen deutschen Arbeitervereins (Vassalleonen), wie die Mitglieder der sozialdemokratischen Partei (Eisennacher Richtung) waren erjreit über die Vereinigung, die sich vollzogen hat in voller Freundschaft und unter beiderseitiger Aufopferung einzelner, zwar geringfügiger, aber doch hochgeachteter Anschauungen in Bezug auf die Organisation. Das Programm kam gleichfalls zu Stande unter gegenseitiger Nachgiebigkeit in einzelnen Punkten. Jubel herrschte unter den Arbeitern in ganz Deutschland und bei den Sozialisten aller Länder.

* Bericht eingetroffen.

— Doch, gerade von diesen Jubeltagen an datirt der Ingrimm des Herrn Haselmann — derselbe wollte, wie er zu verschiedenen Freunden geäußert hat, Chef der neuen Partei werden. Da dies nun bei seiner notorischen Unfähigkeit zur Organisation (nicht zu vergessen mit Intelligenzspiel, worin Herr Haselmann sehr bedeutend ist), ihm nicht gelang, ging er seine eigenen Wege, indem er allen Leuten, die es hören wollten, vorlag, er sei zurückgesetzt worden. Sein Treiben von jener Zeit an ist in dem Aufsatze „An unsere Parteigenossen“, den die sozialdemokratischen Abgeordneten jüngst erlassen, genauer geschildert worden, so daß ich ein weiteres Eingehen auf dasselbe nicht für nöthig erachte. Haselmann aber geberdet sich immer noch als der echte, alte Vassalleoner, obwohl gerade er die Vereinigung sorgfältig hatte; so lange ihm der Parteichef im Kopfe saß, so lange war er Vereinigungsorganisator — nachher kehrte er wieder den orthodoxen Vassalleonen hervor, der auf Zerplünderung der kaum geschaffenen Einheit sann. Und einen solchen Menschen sollten die alten Vassalleonen zu ihrem Vorbild nehmen wollen? — Und nun gar Herr Rost! Für die Einigung schwärmt auch er; und jetzt macht er sie lächerlich, hält sie für einen Vorkünder zur Reaktion! Er verhöhnt die Vassalleonen, indem er sie „Schweizerianer“ titulirt, er macht sich lustig über den „geheimlichen Weg“ Vassalles, dieser Herr Rost, der nicht werth ist, die Schiebeline eines großen wahrhaften Revolutionärs zu ziehen! Er nennt die deutschen Sozialdemokraten, welche das allgemeine gleiche Wahlrecht als ein Agitationemittel betrachten, durch das man die Massen aufrütteln und ihnen den richtigen Weg weisen kann, „gelegliche Wegelagerer“!

Und die deutsche Polizei? Was thut sie? Sie wäre ungeschickt, wenn sie die beiden, ihr bewußt oder unbewußt so vortheilhaft in die Hände arbeitenden „Revolutionäre“ ernstlich verfolgen wollte; muß sie sich doch über ihr Treiben herzlich freuen. Der „Sozialdemokrat“ wird in Berlin von der Polizei mit einer Zinbigkeit ausgehoben, die wirklich großartig ist; während die „Freiheit“ viel leichter zu vertreiben ist — der Haselmann'schen Denunziationsblätter gar nicht zu gedenken. Der Aufsatze aber „An unsere Parteigenossen“, den ich oben schon erwähnt habe, war kaum in Berlin angelangt, so wurde er schon verboten; die Polizei kalkulte, daß derselbe ihrem Freunde Haselmann Schaden zufügen könne — deshalb war sie so schnell auf dem Posten. Fern sei es von mir, den Haselmann ohne Beweise des bewußten Einvernehmens mit der Polizei bezichtigen zu wollen; aber bewußt oder unbewußt — er arbeitet ihr doch in die Hände. Und die Polizei weiß das zu schätzen und schon deshalb den anarchischen nihilistisch-revolutionären Helven. Den reaktionären Regierungen sind jetzt alle hyper-revolutionären Bhrasen hoch willkommen; den sie schmeien sich nach Putzchen. Es ist ihnen nur zu gefährlich, dieselben selbst zu veranlassen — das könnte offenkundig werden und schaden. Deshalb lassen sie sich die Arbeit abnehmen durch die revolutionären Schreiber, die mit der echt revolutionären That nichts gemein haben. Die deutschen Sozialdemokraten sind glücklicherweise vernünftig genug und folgen den Schreibern nicht und zwar eben deshalb nicht, weil die deutsche Sozialdemokratie wahrhaft revolutionär ist. So verrecknet sich die Polizei und so ist auch der Haselmann auf die Dauer unschädlich.

— **Leipzig**, 1. Juli. Das Denunziationshandwerk geht wieder in voller Blüthe! Allgemein hatte man geglaubt, daß die Denunziationsära des Jahres 1878, der Schandstiel Neu-Deutschlands, auf Nummerwiederkehr verschwunden sei; da mußte man plötzlich die Erfahrung machen, daß dieselbe selbst bei früheren Parteigenossen und bei solchen Personen, welche vorgeben, der Demokratie anzugehören, Wurzel geschlagen hat. Bei einem ausgeprochenen Polizeier verschien man wenigstens die Neigung zum Denunziren, derselbe will künftigen Lohn erhalten; bei andern Leuten aber sind die Motive nicht so einfach, da Ruhm und Ehre doch wahrlich nicht bei dem Denunziren zu erlangen sind. Der Herr Haselmann's hat, wie ich schon in meinem vorigen Bericht (siehe oben, S. 1.) erwähnte, den satfam bekannten „Demokraten“ Findel nicht schlafen lassen; er legte noch einen Trumpf darauf und brachte eine Notiz in seinem Blatte, in welcher er behauptete, daß die für die aus Berlin Ausgewiesenen gesammelten Gelder nur zum kleineren Theil für diesen Zweck verwendet würden; der Rest fiel den durch das Sozialistengesetz brodiös gewordenen früheren Parteibesitzern zu. Daß die Polizei derartige Winke nicht übersehen, geht aus der eingeleiteten Untersuchung gegen die denunzierten Genossen Auer, Deroski und Garde hervor. So haben wir also in Herrn Findel einen ausgeprägten Denunzianten, welcher der Bismarck'schen Polizei Schergengendeste leistet. Doch nicht genug damit: dieser Denunziant Findel ist auch ein falscher Denunziant, ein schamloser Lügner. Er behauptet nämlich, daß ihm oben angeführte Mittheilung von einem Berliner Ausgewiesenen selbst gemacht worden sei. Auf diese Behauptung hin nun sandten die sämmtlichen in Leipzig und Umgegend sich befindenden Berliner Ausgewiesenen Herrn Findel folgende Erklärung zu:

„Leipzig, den 19. Juni 1880. In der Sonntagsnummer Ihrer Zeitung vom 13. Juni 1880 ist bei einer Notiz betr. die Haselmann'sche Aufschöberung an die Herren Auer, Bebel, Deroski, Garve und Viehrecht zu öffentlicher Rechnungslegung über die zur Unterhaltung der Ausgewiesenen eingegangenen Gelder die Redaktionsbemerkung angeknüpft: „ein Berliner Ausgewiesener habe Ihnen die Mittheilung gemacht, diese Gelder würden auch zum Theil zur Unterhaltung subsistenzloser Beamten der Partei verwendet.“ Die Unterzeichneten, in Leipzig und Umgegend wohnenden Berliner Ausgewiesenen erklären hiermit, daß keiner von ihnen der Sächsischen Volkszeitung die in der Nummer 31, vom 13. Juni 1880 enthaltene Mittheilung gemacht hat, weil keinerlei Veranlassung dazu vorhanden war, und sie sich in Berkeumungen nicht erniedrigen. J. Windhorst. Rud. Diebt. C. V. Haseloff. Rudolf Palm. August Koehnig. Christian Thierstein. R. Sommer. G. Antian. C. Wenholt. Julius Hahn. August Adler. Adolph Schmidt. J. Werthmann. Julius Heiland. J. W. Friedrich. A. Volk. H. Euer. C. Kohlschüt. H. Pooge.“

Diesigen Genossen, welche der Redaktion des Findel'schen Blattes obige Erklärung überbrachten, ersuchten den Findel'schen Kommitte, der auch das Blatt als Redakteur zeichnet, ihnen den Namen des angeblichen Ausgewiesenen zu nennen, der jene denunziatorische und verläumderrische Aeußerung gethan haben sollte. Herr Paulus — so heißt der Kommitte — verweigerte dies aber. Und als barmhätige Flüglerin fügte die Redaktion des Findel'schen Blattes dem Abdruck der Erklärung die Worte hinzu: „Wir sind in der Lage, den Inhalt dieses Passus (welche die lägerische Behauptung enthält, D. R.) auch der obigen Erklärung gegenüber voll und ganz aufrichtig zu erhalten. Die Redaktion.“

Zu betonen ist nun nochmals, daß sämmtliche Berliner Ausgewiesenen, die in Leipzig und Umgegend sich befinden, obige Erklärung unterschrieben haben. Da nun Herr Findel (sein Kommitte Paulus kann man gar nicht ernsthaft nehmen) einen Namen nicht nennt, so liegt es klar an der Hand, daß er nicht nur die Genossen Auer, Bebel, Deroski, Garve und Viehrecht denunziert, sondern auch auf eigene Faust sie verläumdete. Er läßt sich er selbst „seinen Berliner Ausgewiesenen“ zurecht, um hinter folchem Deckmantel seine Inzamlie zu verbergen. So unangenehm es ist, irgend Jemanden, es sei, wer es wolle, mit demart starken Ausdrücken zu belegen, so bleibe einem doch nichts anderes übrig, als das Kind bei dem rechten Namen zu nennen. Und so ist und bleibt Herr Findel, der Freimaurer und „Demokrat“ zu Leipzig, ein infamer Lügner und Verläumder, wenn er den Namen des betreffenden Berliner Ausgewiesenen nicht nennt. Den Denunzianten aber kann weder er, noch sonst Jemand von ihm abtreten — dazu ist er lebenslänglich verurtheilt.

— **Warmen**, 20. Juni. Wir glauben wol, daß es angebracht ist, daß sich die hiesigen Genossen als Wähler Haselmanns und langjährige Jengen seiner Thätigkeit, in der empörenden Angelegenheit Haselmann's ebenfalls vernehmen lassen. Nun, wir müssen es als genaue Kenner des Charakters Haselmanns und seines Treibens, trotz des augenblicklichen heimlichen Eindringens dieser Geschichte, mit Befriedigung und Freude begrüßen, daß dem alten Ränkelspinner endlich einmal das Handwerk gelegt ist. Der Schaden, welcher der Partei bei manchen mit der Sache Unkundigen vorübergehend geschehen mag, wird bald wieder reparirt sein und kommt gegenüber dem durch den Abgang Haselmanns entstehenden demernden Vortheile nicht groß in Betracht. Wir daher im Wupperthal kennen besser als sonstwer den schrecklichen Egoismus dieses Herrn, mit dem in Harmonie zu leben für einen eintzigen, selbständigen Genossen auf die Dauer unmöglich war, dessen Hauptthätigkeit von je darin bestand

hat, zu selbstthätigen Zwecken die tüchtigsten und bewährtesten Genossen zu verdrängen, welches Geschäft er noch bis zum heutigen Tag durch einige von ihm verbotene Fanatiker besorgen läßt. Wie auch das angebliche ganz besondere Revolutionärssein dieses gewissenlosen Hebers seinen anderen Zweck hat, zeigt die Thatsache, daß s. Z. die von ihm dahier redigirte „Reinliche Volksstimme“ so jahm und schal geschrieben war, daß sie hätte jeder Bourgeois unterzeichnen können; und das war zur Zeit der großen öffentlichen Bewegung! Da aber alle die bisherigen Klüfte noch nicht recht helfen wollten, so wirt der Mensch auch noch die letzte Klüftung hinweg und greift zur Denunziation. Aber auch dabei hat er die Rechnung ohne den Wirth gemacht und niemand mehr als sich selbst geschadet; denn die Genossen wissen recht wohl, um was es sich bei Hasselmanns „Anforderung“ handelt und daß derselbe — von der Denunziation ganz abgesehen — Dinge fordert, von denen jedermann und er selbst am allerbesten weiß, daß sie ohne weitere Denunziationen an die Polizei nicht veröffentlicht werden können. So hat sich denn der Intrigant in seinen eigenen Reizen gefangen und aller Welt sein wahres Gesicht gezeigt. Es ist aus mit ihm; die formelle Behauptung hierfür wird er nächstes Jahr bei den Wahlen erhalten! — Und gleich Hasselmann werden auch einige — allerdings nur wenige — Nachtreter von ihm von den hiesigen Genossen bald gekennzeichnet und ihnen die Wege gewiesen werden, wenn sie mit ihrer offenen und verdeckten Unterwühlung der Eintracht unter Parteigenossen, mit ihren Intrigen, ihrem Heben und ihren Zweideutigkeiten zur Befriedigung ihrer selbstthätigen Zwecke nicht aufhören. Insbesondere möge sich das ein von früher her dahier wohlbekannter „Geschäftssozialist“ in V. gefast sein lassen!

Genossen, laßt euch durch solche Stänkereien nicht berühren. Sie kommen überall vor, bei uns aber hundertmal weniger als irgendwo anders. Andere Parteien und Klassen aber verurtheilen sie, während die Arbeiter und die sozialistische Partei reine Bahn haben wollen und alles Unreine und Schädliche von sich ausschließen. Bei uns darf kein Platz sein für Selbstlinge, Geld- und Stellengierige und Friedenshörer. Fort mit den Personen, es lebe die Sache!

J. A. M.

Stuttgart, 30. Juni. In der Nacht vom Samstag zum Sonntag sind sowohl hier, als in den Dörfern der Umgegend zahlreiche Flugblätter verbreitet worden. Zwei unserer Genossen, durch einen Nachwächter arretirt, entwichen dem geizigen Herrn in demselben Augenblick wieder, als er seine Gefangenen dem Ortsvorsteher vorführen wollte. Die Bauern, welche durch den Nachwächter aus dem Schlafe geweckt worden waren, um bei der Festnahme hilfreiche Hand zu leisten, freuten sich, daß die Entweichung gelang und lachten den täppischen Nachwächter weidlich aus. Es beginnt sich ein anderer Geist auch unter dem Landvolk Bahn zu brechen, die riesigen Steuerzettel saugen an ihre Wirkung zu thun und den Bauern die Augen zu öffnen. Die Stimmung beginnt sich zu ändern, in unsern Gemüthern umzuschlagen. Wenn wir fortfahren, in geschickter Weise auf dem Lande zu agitiren, dürfen wir ungeheure Erfolge erwarten; wir verwunden alledem die Reaktion an ihrer empfindlichsten Stelle. Die Wuth der Reaktionäre ist selbstredend eine ebenso große, wie ihre Angst. Man lese z. B. folgende Stelle aus einem Bericht, welcher dem „Schwäbischen Merkur“ über unsere jüngste Flugblattvertheilung zugeht: „Solch schändliches Vorgehen der Sozialdemokraten ist ein trauriger Beweis davon, daß das Feuer, wenn auch unterdrückt, doch gewaltig unter der Asche fortglüht, sowie daß von ihnen Alles aufgeboden wird, den Leuten Sand in die Augen zu streuen und sie an sich zu ziehen. Steuerentlastung, das ist ja ein Wort, welches gegenwärtig auch von vermöglicheren Bauern gerne gebürt wird und eine solche Nacht auslöst, daß alle Gegenbesetzung wenig Eingang finden will.“

Also nur frisch vorwärts auf dem betretenen Pfade; die Herren Bourgeois haben geglaubt, sie hätten uns gefehlet und mardroht gemacht; sie sollen erfahren, daß wir noch sehr lebenskräftig sind. Wenn wir erst auf dem Lande festen Fuß gefaßt, wenn auch die Bauernöhne denken lernen und nur misanthropisch sich als Rekruten der Justiz unterwerfen, — dann naht die Zeit bald, wo das ganze Bismarckgeheimniß seine Koffer packen kann.

Stud.

Wir fügen dem vorstehenden Bericht eine in reaktionären Blättern erschienene Korrespondenz hinzu, welche den berührten Vorfall, die Mißgriffe unserer Genossen und die Dummheit der Polizei in erschöpfender Weise schildert. Die „W. V. Z.“ schreibt von Bonlanden a. F.: „Sonntag, Morgens gegen 2 Uhr, beobachtete der hiesige Nachwächter zwei gut gekleidete Fremde, wie dieselben in die für das Federvieh in die Hausthüren eingelassenen Köcher etwas hineinstoben und zwar von Haus zu Haus. Schnelldreist wachte er den Schaltherrn und machte Rapport. Dieser gab Befehl, die Fremdlinge zu verhaften und ihm vorzuführen. Allein unser Nachwächter, der vordem Käufschirt gewesener war, getraute sich nicht, allein die Fremden zu fassen. So wachte er nun mehrere Bürger, die er durch seine erschrockene Amtsmiene und durch entsetzliche Anredenungen so in Harnisch jagte, daß diese kaum Zeit fanden, sich völlig anzukleiden. Nach und nach wurde das ganze Dorf lebendig, Kinder schrien aus Weibestößen, die Weiber, welche mit der Polizei nicht auf dem Vorderen blieben, fragten jammernd, ob denn der Fremde anrücke; wenn im Dorfe ein Brand ausgebrochen wäre, hätte der Spektakel nicht größer sein können. Bald war eine Mannschicht beisammen, und da die Fremden unterdessen das Dorf verlassen hatten, machten sich einige Abtheilungen auf, um sie nach verschiedenen Richtungen zu verfolgen. Einer solchen Abtheilung voraus marschirte unser Nachwächter, der sich mit einem dicken Prügel bewaffnet hatte. Die beiden Verfolgten schritten in das Dorf zurück und ließen so einer Abtheilung gerade in die Hände. Mehrere Bürger meinten, man solle die Leute laufen lassen, der Nachwächter aber berief sich auf den erhaltenen Befehl. Da die Fremden sich aufeinander gutwillig verhalten ließen, gingen die Bürger wieder nach Hause und beruhigten ihre Frauen. Mit dem Auf: „Herr Schaltherr, ich habe sie!“ schob der Nachwächter den einen der Verhafteten zur Thüre des Schaltherrn hinein. Der andere Fremde nahm nun Abschied, und stehend und leuchtend rannte ihm der Nachwächter nach — ohne ihn zu erwischen. Als der Nachwächter zurückkam, hatte der andere Fremdling sich heimlich durch die offene Hausthüre wieder entzogen. Am Sonntag Morgen fand man, was die „Denunziation“ so eifrig vertheilt hatten. Es waren die bekannten sozialdemokratischen Flugblätter, wie sie auch in Stuttgart, Württemberg, Württemberg u. s. w. ausgebreitet wurden, und ein paar Stuttgarter Sozialdemokraten hatten sich zu ihrer Vertheilung hergegeben.“ Ein hübscher Schwabensprecher, der der „Ordnung“ wenig Freude machen dürfte.

Lth. Aus der Pfalz, 6. Juli. Ueber die am letzten Sonnabend stattgehabte Vertheilung des „Wanzenbrot“ will ich Ihnen berichten, daß unsere Polizei, die so etwas nicht im entferntesten vermuthete, völlig aus dem Häuschen war; in Frankfurt, woselbst gerade Jubelmart war, wurde durch die Schelle bekannt gemacht, daß das Blatt verboten sei und der Polizei eingeschändigt werden müsse. Dadurch wurden die anwesenden Landleute erst recht aufmerksam gemacht, so daß eine förmliche Nachfrage nach der betreffenden Schrift entstand; in mehreren Wirthschaften wurde dieselbe öffentlich vorgelesen.

Oesterreich-Ungarn

Die Verschuldung und Hypothekensklaverei des Bauernstandes hat in Oesterreich wie in den meisten übrigen Kulturländern bereits riesige Verhältnisse angenommen. Anlaßlich der Verathung eines Statutenentwurfs für die beabsichtigte Errichtung einer niederösterreichischen Landes-Hypothekensbank berichtete der Landesauschuß von Niederösterreich in der Mitte des Juni über das Ergebnis von Erhebungen, die angestellt worden sind, um die Kreditfähigkeit des Grundbesitzes in der betreffenden Provinz zu bestimmen. Danach ist der Reichthum des gesammten Grund- und Realbesitzes Niederösterreichs im Ende 1877 auf 2468 Millionen Gulden geschätzt worden, wovon mindestens die Hälfte auf schuldenfreien Besitz der kaiserlichen Familie, des reichen Adels, von weltlichen und geistlichen Stiftungen, sowie der Gemeindegemeinden und des Staatsbesitzes entfällt. Das übrig

bleibende verschuldete Grundgenthum von also höchstens 1234 Millionen Gulden hat eine Schuldenlast von 666 Millionen Gulden zu tragen, d. h. es ist im Durchschnitt bis zu 54 1/2 Prozent verschuldet. Dieser Prozentfuß dürfte jedoch in den meisten einzelnen Fällen, wie der betr. Bericht ausführt, und namentlich auf dem flachen Lande, bedeutend steigen, so daß der bäuerliche Besitz in Niederösterreich keine sichere Hypothek mehr bieten könne. Von Seiten der Befürworter der Hypothekensbank wird nun freilich behauptet, daß die Ausgaben des Auschusses Willkürlichkeiten enthalten; allein analoge Verhältnisse an anderen Stellen beweisen, daß die hier berechneten Zahlen keineswegs eine unwahrscheinliche Ungeheuerlichkeit darstellen. Beispielsweise ist die Grundverschuldung einiger Kantone der Schweiz bis 70 Prozent geschätzt worden. Der Landesauschuß scheint aus den von ihm konstatirten Thatsachen den Schluß ziehen zu wollen, daß die Errichtung der Landeshypothekensbank unthunlich sei, während man das gerade Gegenheil aus denselben Verhältnissen als Konsequenz schließen sollte. Jede Verbilligung der Darlehen durch die Bank um nur ein Prozent stellt schon eine Erparniß von 6,600,000 Gulden, also eine ganz bedeutende Hilfe für die nothleidenden Grundbesitzer dar. Aber diese Subvention wird dadurch viel ansehnlicher, daß, wie bekannt ist, selbst für gute Hypotheken und angelegene Institute in Oesterreich 6-8 Prozent gezahlt werden müssen und noch beträchtlich mehr für die höherliegenden Hypotheken und für den Privaten gegebenen Darlehen. Die Zinsen der Schulden verzehren dem Grundbesitzer heute den ganzen Ertrag und darüber, und er kann nicht an Meliorationen, geschweige denn an Kapitalabzahlungen denken. Jede Verbilligung der Darlehen durch amtliche Institute bedeutet unter diesen Umständen eine Werthvergrößerung und Schuldentilgung für den Grundbesitz und darum eine Hebung seiner Kreditfähigkeit, während er andernfalls der Katastrophe immer näher gezerrt wird (wie bei einer längern Fortdauer der heutigen Wirtschaftsordnung freilich schließlich doch nicht ausbleiben kann). In dieser Nothlage kommen die Beihiligten ganz von selbst immer mehr auf staats-hilfflerische und selbst rein sozialistische Sprünge, ohne sich der grundsätzlichen Tragweite ihrer Bestrebungen auch nur klar zu werden. So der ultramontane Abgeordnete Greuter jüngst im tiroler Landtag. Der genannte Abgeordnete schilderte die Nothlage des Bauernstandes und beantragte, es sei der bäuerliche Schuldenstand statistisch zu erheben, wie es die Republikaner in Frankreich und der Schweiz gethan haben und es dürften keine neuen Gesetze zur Verlastung der Bauern geschaffen werden. Schließlich aber müsse man dazu kommen, daß die Hypothekarkapitallasten der Bauern vom Staat abgelöst werden gleich der Grundentlastung, sonst folge der Sozialismus und ein allgemeiner tirolischer Krach. ... Der Mann hat nicht unrecht; aber seine Klasse — die politischen und wirtschaftlichen Nachhaber von heute — wird in ihrer herrschsüchtigen Thorheit nicht auf seine Warnung hören. Und darum wird nicht nur der „tirolische Krach“, sondern der allgemeine Weltkrach der heutigen staatlichen und wirtschaftlichen „Ordnung“ nicht ausbleiben.

Belgien.

Ihrer bisherigen Haltung als dienstwilliges Werkzeug der Bismarck'schen Polizei entsprechend, hat die belgische Regierung dieser Tage abermals einen deutschen Sozialisten, Gen. Max Höcht, wegen „sozialistischer Umtriebe“ ausgewiesen. Er mußte nämlich binnen 24 Stunden verlassen.

Frankreich.

Die Regierung der Republik hat abermals einen schmählischen Akt der reaktionärsten Willkür begangen, der sich gerade im gegenwärtigen Augenblick, wo man mit der auf ein reines Wahlmandat hinausblickenden Amnestie so groß thut, doppelt schändlich ist. Man hat nämlich abermals sieben ausländische Sozialisten, worunter vier Deutsche und drei Russen, aus Paris und Frankreich ausgewiesen. Die Regierung behauptet, diese Ausweisungen seien das Ergebnis einer strengen politischen Untersuchung über die Peretachaité Kundgebung vom 23. Mai. Allein es ist erwiesen, daß nur einer der Ausgewiesenen an der Sache theilhaftig war und daß die übrigen Ausweisungen lediglich auf Grund der Berichte der geheimen Polizei verfügt wurden. Ein von 11 Russen wegen dieses Polizeiaktes entlassener Protest kennzeichnet die Lage der Dinge für jeden ausländischen Revolutionär treffend in den Worten: „Wir beschäftigen uns in keiner Weise mit den politischen Angelegenheiten Frankreichs und sind wir betroffen darüber, daß die hiesige Polizei das Verfahren der dritten Sektion der kaiserlich russischen Kanzlei nachahmt. Von nun an ist niemand von uns mehr sicher, in seinem Hause ruhig die Nacht verbringen zu können. Zudem wir uns an die öffentliche Meinung Frankreichs wenden, hoffen wir, dieselbe werde unsern Protest gebührend würdigen, um so mehr, als Frankreich sich immer durch seine Gastfreundlichkeit auszeichnet, indem es während eines Jahrhunderts allen politisch Ausgewiesenen einen Zufluchtsort gewährte.“ Des nicht reaktionäre Fremde ist in Frankreich heute rechtlos, ein um so größerer Schandfleck für die junge Republik, wenn man ihr Vorgehen mit dem eines Ludwig Philipp und Napoleon vergleicht!

Die allgemeine Amnestie ist vom Senat abgelehnt, d. h. in der Weise umgestaltet worden, daß alle „Nordbretoner und Bretoner“ von ihr ausgenommen sein sollen. Bekanntlich wurden antwortlich die meisten Kommandanten von den Nordbretonen der Kriegesgerichte als solche angehehen und wäre mit Geleitskraft dieses Annages die allgemeine Amnestie hinfällig. Indessen wird der Widerstand des Senates gebrochen werden, da Gambetta und die Opportunisten die Amnestie, wie gesagt, zu ihrer Wiederwahl dringend nötig haben. Daß diese Leute das Volk famos zu behandeln und ihm Honig um die Lippen zu streichen wissen, zeigt der gleichzeitig mit der Amnestie infanzitäre Steuerzuschlag, die beide die nötige Feststimmung zum Nationalfest am 14. Juni (Vollkammerstürmung) schaffen sollen. Der Steuerzuschlag beträgt nicht weniger als 153 Millionen, ein Umstand, über den man sich freuen könnte, wenn man nicht wüßte, daß das ganze nur eine Komödie ist und das „Nachlassene“ bald auf diese oder jene Weise wieder doppelt heringebracht wird.

Rußland.

Wie es unter dem Jopet des „milden Jaren“ zugeht, da für finden wir einen wahrhaft haarsträubenden Beweis in einer

durch die Presse gehenden Notiz. Danach hat der Diktator Loris Melikoff angeordnet, daß hundertdreißig und neunzig politische Angeklagte, die sich seit sieben bis acht Jahren in Untersuchungshaft befinden, jetzt endlich vor ihren Richter gestellt werden. Gegen die meisten scheint jedwede Untersuchung schon seit vielen Jahren eingeschlummert zu sein, aber auf irgend einen Verdacht, irgend eine Verächtigung hin hielt man die Unglücklichen sieben bis acht Jahre lang im Kerker — und dort hätten sie sterben und verderben können, wie gewiß schon Viele von ihnen gestorben und verstorben sind, ohne je vor einen ordentlichen Richter zu kommen, hätte nicht der armenische Graf zufällig einmal die Akten revidirt. Und weiß man etwa, wie viele solcher Unglücklichen seit Jahrzehnten in den Kerkern dahingefiecht sind, „ohne je abgeurtheilt zu werden, ohne daß je auch nur ein „Richter“ darüber entschieden hätte, ob sie schuldig, ob sie unschuldig sind? Vielleicht hätte im ersten Verhör im Jahre 1872 oder 1873 schon klarstellen können, daß die Verhaftung hier und da auf Grund eines Irrthums, irgend eines irrigen Verdachtes oder einer falschen Beschuldigung erfolgt sei. Aber es sind sieben bis acht Jahre vergangen, — man hat die Unglücklichen einfach vergessen. Wer begreift da noch nicht die Thaten der Verzeiwung, welche die Welt erschrecken und wundern sich nicht vielmehr, daß nicht noch mehr und viel schrecklicheres geschehen ist! Wahrhaft: die Völker dürfen im Augenblick der Revolution hundertmal grimmiger werden, als es ihnen die verläumderischen Geschichtsschreiber je nachgelagt haben, so werden sie trogallebem noch nicht den tausendsten Theil der von den Herrschern aufgehäuften Schuld gelöst haben.

Nordamerika.

Ueber den Ausfall der Chicagoer Nationalen Arbeiterkonvention kommen widersprechende Nachrichten. Während die Einen die Theilnahme der Sozialisten an derselben als einen großen Erfolg unserer Partei schildern, indem unter 100 Abgeordneten 44 Sozialisten zugelassen wurden und die grundsätzlichen sozialistischen Forderungen in das Programm Aufnahme fanden, behaupten Andere, die Sozialisten hätten sich von den Greenbäcklern irreführen lassen und hätten eine große Niederlage erlitten. Wir vermögen in der Sache noch nicht völlig klar zu sehen und vertagen deshalb unser Urtheil in dieser wichtigen Angelegenheit. So viel aber scheint auf alle Fälle gewiß, daß der Eintritt der Sozialisten in die Konvention und ihr Auftreten großes Aufsehen machte und daß auf diese Weise zahlreiche Kleinbauern zum erstenmal in ihrem Leben mit dem Sozialismus Bekanntschaft machten. Und das ist jedenfalls auch ein Erfolg und war der Theilnahme werth, wenn auch sonst wenig erreicht worden sein sollte.

Briefkasten

der Expedition: H. Bich E. Fr. 2. — Ab. 3. Cu. erb. — A. R. 2. — Ab. 3. Cu. erb. — Großpreußen, — 3: Bf. v. 24. hier. Werden Wandel schaffen. — Strauß R. N.: Fr. 2. — Ab. u. Schit. erb. Alles fort. — Yante St.: Wird besorgt. Durch B. brief. Weiteres. — J. H. Abt.: Fr. 2. — Ab. 3. Cu. erb. — „Bürger Hufeisen“: Fr. 14, 16 (H. 12.) erb. — Th. Sch. Ab.: A. R. 3. — Ab. 3. Cu. erb. — F. E. H. — Ab. 3. Cu. erb. — W. H. — Ab. 3. Cu. erb. — Kassa für Alles hierher. 12 mehr abgeg. — H. J., Paris: 2, 5) Ab. 3. Cu. Rest f. Flugjahr. verwenet. — Fr. R. St. G.: Fr. 2. — Ab. 3. Cu. erb. — W. R., Paris: Fr. — 25 erb. Grimm's Kinder u. Hausmärchen, auch einzelne „Jugendgeschichten“ von Ferd. Schmidt, wobei Sie freilich selbst Auswahl treffen müssen. — A. Vg. Veltheim: Fr. 2. — Ab. 3. Cu. erb. Das nicht, aber verhebt bis zum Ueberfließen. Will „gleichgestimmte Seiten“ werden. — E. R. 3.: Fr. 2. — Ab. 3. Cu. erb. — Verche: H. 30. — erb. U. E. soll auch zunächst nur aufrütteln, dann hiebste Fortschritt 3. Lauf. folgen. — Fr. Witten: Fr. 2. — Ab. 3. Cu. erb. — „Ruffenland“ Pest: d. H. 3. — erb. Bf. in Ordnung, Alles fort, aber — Ihr kennt ja das große Wappenthier, — es trift Dulaten und — Papier. — Feidhym.: Mit 27 Alles besorgt. H. Bf. v. 2, 7. Frau u. Soz. längst verg., siehe Katalog! — Ye: London: Fr. 2, 5) Ab. 3. Cu. erb. — Condor: Post v. 29, 5. am 4, 5. erb. 21 ging über 2. an Ch. Bfu. J. 16: Alles vorgeh. — J. J. Kewcastle: Fr. 12, 6) erb. Schit. fort. — Theod. Sturm: Sdg. v. abgeg. — Ferdin.: Fr. 2. u. Bf. v. 3. zugleich angel. — R. J. soll neue Adr. senden. 500 R. s. f. Berl. warten auf Ordre. — Noththellen: H. 40. — erb. Nachbestellg. folgt. Reklamirtes fort, am 29) R. H. 10. — erb. Answahl zu bewußtem Zweck lag nicht bei. — D., Peter: Fr. 36, 7) a. Sto., ferner folgen 60. H. besorgt. Brief. Weiteres. — Videlbaude: Bf. v. 29, 5. am 1, 7. hier. 17 E. u. 2 R., zus. 19 St. a. H. 2. —, da extra eingeklappt (sonst nur H. 1, 80) — H. 35. — am 6. 5. bez. H. 30. —, Rest H. 18. — pr. 2. Cu. künftig monatlich pränumeriren, Bescheid ob ferner einzuplein oder nicht. — L. Platz: H. 10. — erb. Vorschlag bereits in Betracht gehalt, zunächst Alles räumen. — R. H. — a: H. 7, 70 Ab. 3. Cu. 3 Expl., H. 2, 20 f. 12 R. B. mit 25 folgend. Größ. — Karl Roth-schild J.: Bf. v. 4. hier. Antw. fort. — L. B. M. 1. — Ab. Juli erb. — Deutsch. S. Karan: Fr. 3. — Ab. III. Cu. u. Hgbl. erb. — E. H. Salzbad: H. 3. — u. R. 6. — erb. Alles vorgeh. Bar Julial 28 bringt neues. — E. R. 3. — 2: H. 3. — Ab. III. Cu. erb. —

Durch uns, sowie durch die Volksbuchhandlung Hottingen-Zürich ist zu beziehen:

Rechenchaftsbericht
der
socialdemokratischen Mitglieder
des
Deutschen Reichstages
über ihre parlamentarische Thätigkeit während des
Jahres 1878—79.
Preis 25 Cts. = 20 Pfg. (ohne Porto.)
In Partien von wenigstens 20 Stück 20 Cts. = 15 Pfg. (ohne Porto).
Von 100 Stück an 20 Prozent Rabatt.
Partien von über 500 Stück an nach Uebereinkunft.
Es wird nur gegen Vorauszahlung geliefert. — Risiko zu Lasten des Bestellers.
Erste Auflage (10,000) nahezu vergriffen; zweite Auflage in Vorbereitung.

© Druck. Beck'sche Buchdruckerei Hottingen-Zürich.